

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 17. Januar 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Schloß Favorite.

Roman von B. v. d. Landen.

(Fortsetzung.)

Clemence zählte damals dreizehn Jahre. Die Vermögensverhältnisse des Vaters waren zerrüttet, die Großeltern auch von mehreren Mißernten heimgesucht, so wurde das huldreiche Anerbieten der verwitweten Erbprinzessin, für die Erziehung und Zukunft der Kleinen zu sorgen, dankbar angenommen, ahnten doch die alten Leute nicht, daß gerade sie die indirekte Ursache vom Tode der armen Johanna war. Clemence kam in ein adliges Erziehungs-Institut; die Ferien brachte sie stets in nächster Umgebung ihrer fürstlichen Beschützerin zu. Die Lehren, die treue Mutterliebe dem kleinen Mädchen eingepflanzt, wurden unter den neuen blendenden Eindrücken rasch genug verwischt. Die nur seltenen und kurzen Besuche bei den Großeltern vermochten nichts daran zu ändern, und so wuchs Clemence, ausschließlich für das Hofleben und die große Welt erzogen, auf. Tiefe, innige Liebe empfand sie nur für die Großeltern und für die Prinzessin, in der sie das Ideal weiblicher Schönheit verkörpert sah und der sie all das zu danken hatte, was ihr junges Leben zu einem so heiteren und glänzenden gestaltete. Sie empfand es nie, daß sie nichts als ein willenloses Spielzeug in ihren Händen war; anfangs war sie zu jung, um darüber nachzudenken, und als sie, kaum achtzehnjährig, zur Hofdame ernannt wurde, war dies Sichfügen ihr schon zur zweiten Natur geworden. Weshalb, wogegen sollte sie auch opponieren? Die Fürstin puhte sich gern, sie auch; das häufige Wechseln der Toilette, sei es auch nur, um den Neid der übrigen Damen zu erregen, machte ihr und ihrer Gebieterin Spaß, und ihr um so mehr, als Prinzess alle Rechnungen bezahlte, und sie das reichliche Taschengeld, womit sie versehen wurde, ohne zu rechnen, für allerlei unnötige kostbare Spielereien verausgabte konnte; dabei von allen Kavalieren bewundert und umschwärmt zu werden, jeden Tag ein neues Vergnügen, eine anregende Abwechslung zu haben, dies war nachgerade ihr Lebenselement geworden. Der etwas freiere und ungezwungenere Ton in der Umgebung der schönen verwitweten Erbprinzessin sagte ihrem lebhaften Naturell viel besser zu, als der steife Etikettenzwang in den übrigen prinziplichen Hofhaltungen.

Neunzehn Jahre alt, verlor sie ihren Vater durch den Tod. Der Verstorbene hatte sich freilich nie in sorgender, väterlicher Liebe um sein Kind bekümmert, sie hatte nur besuchsweise in seinem Hause gelebt, aber er war doch allzeit gütig und liebevoll mit ihr gewesen, und als sie am Abend des Begräbnisses an der Seite des Großvaters in das leere Haus zurückkehrte, überkam sie so recht das Gefühl, wie allein und verwaist sie nun sei. Prinzess konnte keine traurigen

Gefichter um sich sehen; Clemence wurde den Großeltern nach Teplitz nachgeschickt und durfte nur unter der Bedingung zurückkehren, wenn sie wieder ihr liebes „Sonnenstrahl-Gesichtchen“ — so schrieb die Fürstin — mitbringe. Von diesem Zeitpunkt an begleitete sie die Großmutter fast alle Jahre auf einer kleinen Sommerreise. In diesem Jahre aber kam es anders: sie mußte in die von ihr so gefürchtete ländliche Einsamkeit, weil Prinzess im Juni auf Schloß Steinhorst residieren wollte und dort ihren Liebling nicht entbehren mochte.

So war Clemence auf „höchsten Befehl“ gleich mit den ersten Frühlingswinden in Domnitz eingezogen und fand es dort just so langweilig, wie früher. Das kleine Abenteuer in Schloß Favorite und die dadurch herbeigeführte Bekanntschaft mit Graf Wolfenstein waren die einzigen nennens- oder ihr beachtenswert scheinenden Erlebnisse während ihres nun schon zehntägigen Aufenthalts bei den Großeltern.

Die Tage verfloßen hier in regelmäßiger Zeiteinteilung einer wie der andere, und Frau von Fünfkirchen hielt darauf, daß die Enkelin, so lange sie auf Domnitz war, sich nicht allen wirtschaftlichen Pflichten entziehen durfte; sie mußte sie begleiten auf ihren Rundgängen durch die Keller und die Milchklammern, sie mußte sich sogar an den feinen Bäckereien beteiligen und bald hier, bald da auf Anordnung der alten Dame zum Rechten sehen. Frau von Fünfkirchen gehörte eben noch zu den Hausfrauen der „guten alten“ Zeit, sie hielt selbst die Zügel des Regiments in Händen, und alles in dem großen weitläufigen Landhaushalt ging wie am Schnürchen. —

Der Brief war fort. Clemence wußte, daß die Prinzessin entzückt von ihr sei, und daß Prinz Paul und Graf Steuben sie bewundern würden; trotzdem wurde sie nicht recht froh, und es gab Augenblicke, in denen sie die Sache mehr verstimmt, als freute, ohne daß sie einen rechten Grund dafür angeben konnte.

Bierzehn Tage mochten vergangen sein, als dem jungen Hofräulein, von einem Gange durch das Dorf zurückkehrend, ein kleiner, eleganter Phaeton, mit zwei feurigen Apfelschimmeln bespannt, aufstiel, der langsam um den Rasenplatz des Hofes fuhr. Der Kutscher sah abwechselnd bald auf die Thiere, bald nach dem Herrenhaus hinüber, jeden Augenblick das Erscheinen seines Herrn erwartend. Besuch! Und dazu ein ihr unbekanntes Fuhrwerk! Clemence beschleunigte ihre Schritte. Wer konnte es sein! Doch plötzlich stockte ihr Fuß und sie fühlte eine heiße Röthe in ihre Wangen steigen. Graf Wolfenstein — blitzschnell fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, und wieder überkam sie jene Befangenheit. Unwillig über sich selbst, biß sie sich in die Lippen, warf mit einer hochmüthigen Bewegung den Kopf zurück und stieg rasch die breite Treppe zum Hause empor. Auf dem Flur traf sie mit dem Diener zusammen.

„Besuch?“ fragte sie leicht hin im Vorübergehen.

„Der Herr Graf Wolfenstein,“ antwortete der Mann. Clemence ging in ihr Zimmer, und als sie in den Spiegel sah, ärgerte sie sich, wie roth sie war. Sie hatte eben ihre Sachen abgelegt und Haar und Anzug geordnet, als es an ihre Thür klopfte und auf ihr „Herein!“ die alte Kammerfrau der Großmutter erschien.

„Die gnädigste Frau lassen das gnädige Fräulein bitten, gleich herunterzukommen, der Herr Graf Wolfenstein wünscht seine Aufmerksamkeit zu machen.“

„Es ist gut!“

Er kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er hatte es nicht allzu eilig damit gehabt — nun, sie würde es auch nicht eilig haben, ihn zu begrüßen. Jeder Bock die „Hofdame“, den Kopf leicht gehoben, trat das junge Mädchen in das mit alterthümlicher Vornehmheit ausgestattete dreieckförmige Gemach, wo die Großeltern ihre Besuche empfingen und das gemeinhin als Saal bezeichnet wurde.

Der Rittmeister war nicht zugegen; Frau von Fünfkirchen saß auf dem hochlehnten Sopha, zu ihrer Rechten, in einem der steifen, eichengeschmückten Armstühle, Graf Wolfenstein. Bei Clemences Eintritt erhob er sich, und seine Augen ruhten einen Moment überrascht auf der schönen, vornehmen Erscheinung. Clemence aber fühlte diesem ernstern Manne gegenüber, der ohne alle Phrasen dann einfach nach ihrem Ergehen fragte, ihre ganze stolze Sicherheit schwinden.

Die Unterhaltung bewegte sich auf den verschiedenen Gebieten gesellschaftlicher Fragen und Interessen, ohne irgendwie eingehender zu werden. So mochte der Besuch wohl eine halbe Stunde gedauert haben, und Wolfenstein wollte sich eben empfehlen, als der Rittmeister eintrat, gefolgt von einem jungen Manne von siebenundzwanzig Jahren, dem man den Landjunker auf den ersten Blick ansah: eine große, breitschultrige Gestalt, welche die Wolfensteins noch um ein wenig überragte; auf dem kräftigen Nacken ein Kopf mit kurz, militärisch geschnittenen blonden Haaren; das von der Sonne gebräunte Antlitz war umrahmt von einem röthlich blonden Vollbart. Es war nichts Hübsches an der ganzen Erscheinung, außer den mit fast kindlicher Treuherzigkeit in die Welt blickenden, hellblauen Augen und den auffallend schönen Zähnen, die beim Lachen des großen aber wohlgeformten Mundes sichtbar wurden.

Der Rittmeister und sein junger Begleiter waren im Reitanzug, und diesem Umstande mochte es wohl zuzuschreiben sein, daß letzterer beim Anblick der fremden jungen Dame in sichtbare Verlegenheit gerieth, die zu verbergen ihm nur schlecht gelang.

„Nun, das nenne ich ein famoseres Zusammentreffen,“ rief Herr von Fünfkirchen, „da giebt es doch heute Abend mal einen Whist. Ich habe schon ausspannen lassen, Wolfgang, Du bleibst hier! Liebe Clemence, erlaube, daß ich Dir einen unserer nächsten Nachbarn vorstelle — Herr von Dräsen — meine Enkelin.“

Clemence verneigte sich leicht mit der ihr eigenen Anmuth. Ein Zug von übermüthigem Spott huschte über ihr feines Gesicht. Sie bemerkte es wohl, daß sie dem neuen Ankömmling imponirte, und das gewährte ihr eine gewisse Genugthuung. Wolfenstein gegenüber — dieser stand seitwärts und anscheinend mit etwas anderem beschäftigt — entging trotzdem weder eine ihrer Bewegungen noch der Ausdruck ihres Antlitzes, und ohne es vielleicht selbst zu wissen runzelte er leicht die Stirn und wandte sich an den Rittmeister, ernstlich gegen das ihm ohne weiteres aufgedrungene Bleiben protestirend; es half alles nichts, der alte Herr liebte ein Spielchen zu sehr, als daß er sich die günstige Gelegenheit dazu so ohne weiteres hätte entgehen lassen. Auch Herrn von Dräsen's ziemlich unverständlich vorgebrachte Entschuldigung wegen seines wenig gesellschaftlichen Kostüms — hierbei traf sein Blick Clemence — ließ er nicht gelten.

„Papperlapapp!“ rief er, „wir sind hier unter uns, lieber Dräsen. Meine Frau hat Sie schon oft genug geschneigelt und gebügelt gesehen, und vor meiner Enkelin sich so zu zeigen — na, da

werden Sie schon noch Gelegenheit finden; außerdem ist Wolfenstein so in Gala, daß er es für uns beide gut macht. Also, keine Umstände weiter.“

Der Diener stellte den Spieltisch zurecht und Frau von Fünfkirchen nahm mit den Herren Platz.

„Sie spielen nicht, gnädiges Fräulein?“ fragte Wolfenstein, ehe er eine Karte zog.

„Wenn genügend gute Spieler da sind — nicht. Ich lerne erst, nicht wahr, Großväterchen?“

„Ja, aber Du kannst mich nachher einmal ablösen; der Graf ist ein Nide, durch den Du profitiren wirst.“

„Nein, — nein, ich danke, Großpapa — ich ziehe vor, Zuschauerin zu sein,“ rief sie heftig abwehrend.

„Sie fürchten sich, mit mir zu spielen — weshalb?“ fragte Wolfenstein, sie ruhig ansehend.

„Fürchten? nein, es ist nicht Furcht, was mich ablehnen ließ. Einestheils ist es Rücksicht für die Mitspielenden, andertheils liebe ich es nicht, mich in irgend einer Sache zu produziren, der ich nicht vollkommen gewachsen bin.“

„Ah, ich verstehe — der allzeit Sieggewohnte scheut auch die kleinste Niederlage; und so hätte ich doch Recht, als ich sagte: Sie haben Furcht. Onkel, Du spielst aus,“ fuhr er fort, und ohne ihr Zeit zur Entgegnung zu lassen oder ohne auch solche nur zu erwarten, richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Spiel, das sich nun rasch entwickelte.

„Töchterchen, sieh Dich nach dem Tisch um,“ rief Frau von Fünfkirchen, und sie mußte das Zimmer verlassen, ohne ihrer Empörung über Wolfensteins Bemerkung Worte leihen zu dürfen. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke, wie dieser Mann jene Wette und diejenige beurtheilen würde, die sie ausgeführt, und schließlich mußte sie sich wohl oder übel das Eingehändniß machen, daß es gewissermaßen eine Art Schuldbewußtsein war, was ihrem Auftreten einen Zwang auflegte; ihre Stimmung wurde dadurch nicht gebessert, aber sie hatte doch zu lange am Hofe gelebt, um sich nicht so weit beherrschen zu können, daß sie heiter schien, ohne es zu sein. Das Spiel nahm inzwischen seinen Fortgang, wobei Kurt von Dräsen, als Nide der Frau von Fünfkirchen, der alten Dame viel Veranlassung zu mißbilligendem Kopfschütteln gab; er war absolut nicht mit seinen Gedanken bei der Sache, seine Augen schweiften öfter fort, als für seine Partnerin wünschenswerth war. So schloß die Partie mit einem nicht unbedeutenden Verlust für die Hausfrau und den jungen Gäst, den letzterer aber um so leichter verschmerzte, als man gleich darauf zu Tisch ging und er seinen Platz neben Clemence fand. Die Stimmung des kleinen Kreises war eine heitere; daß der Graf noch schweigsamer wie gewöhnlich war, fiel nicht weiter auf — man kannte ihn eben nicht anders. Clemence entfaltete ihre glänzendste Unterhaltungsgabe; plauderte dem jungen Edelmann viel von den Rennen in Baden-Baden vor, und zeigte so lebhaftes Interesse für seine wirtschaftlichen Bestrebungen, als sei sie auf dem Lande groß geworden. Wolfenstein entging es freilich nicht, daß sie dabei mehr wie einmal ein leichtes Gähnen unterdrückte und ihre schönen Augen wie suchend durch das Zimmer schweiften, während sie doch mit verbindlichem Lächeln den Berichten ihres Nachbarn über die letzte Heuernte zu folgen schien. Seine Meinung über sie wurde dadurch nicht verbessert.

Nach dem Thee wurde musiziert; das heißt: Clemence sang mit gut geschulter, langvoller Stimme, aber ohne besonders tiefes Empfinden „Wehmuth“ von Schubert und einige andere Lieder; es fehlte ihrem Vortrag an Seele und des Grafen Mienenpiel verrieth ihr sein Urtheil, ohne daß er nach Beendigung des Liedes ein Wort sagte. Kurt von Dräsen flüsterte ihm zu:

„Ich bin entzückt.“

„Jedenfalls mehr von der Sängerin als von ihrem Gesang,“ gab Wolfenstein mit leichter Ironie zurück und überließ es dann dem etwas verblüfft dreinschauenden Junker, mit diesem Bescheide

fertig zu werden. Clemence fühlte, daß sie nicht gut sang, und wußte auch genau, was Wolfenstein davon dachte — so ließ sie sich nicht zu weiteren Vorträgen bewegen, und die Herren brachen bald auf.

Der Graf beschäftigte sich während der Heimfahrt viel mit Clemence; er war ein scharfer Beobachter und es war ihm nicht entgangen, daß in dem Mädchen ebenso viele glänzende und lebenswürdige als gefährliche Eigenschaften vereinigt waren. Der Boden, auf dem sie stand, war ganz dazu angethan, mehr die letzteren, als die ersteren zur Entfaltung zu bringen. Es kam nur darauf an, ob sie selbst vielleicht die Gefahr erkannte und ob sie dann die Kraft finden würde, sich davon frei zu machen. Daß sie sich der Macht ihrer reizvollen Persönlichkeit bewußt war, hatte er heute im Verkehr mit Kurt von Dräsen bemerkt, daß ihr aber die Eroberung eines so einfachen und unbedeutenden Menschen Vergnügen bereite, das war es, was er nicht begriff und was in ihm den Verdacht rege machte, Huldigung und Bewunderung sei ihr unentbehrlich — sie komme, von wem es sei. Daß sie ihm gegenüber anders war, konnte ihm nicht entgehen; warum aber? — — — — —

Clemence dachte, als sie an diesem Abend in ihr trauliches Stübchen trat, daß dies der erste hübsche Tag in Domnitz gewesen, trotzdem der „Lebensmüde“ ein mehr eigenthümlicher und recht-haberischer, als eleganter Mann war — sie kannte nicht einen, den sie ihm vergleichen konnte. Zu dem guten Kurt von Dräsen flog auch nicht der kleinste Gedanke hinüber.

### 3. Kapitel.

Das Hauptgut und der eigentliche Wohnsitz der Grafen Wolfenstein, Lindenbrück, lag — durch den Wald getrennt — ungefähr eine Stunde von Favorite. Das Schloß war ein imposantes Gebäude, im Renaissancestil gehalten und mit größtem Luxus ausgeführt; hinter demselben dehnte sich der Park, von dem man, nur durch eine Umzäunung getrennt, direkt in den Forst und in den breiten Waldweg gelangt, der nach Favorite führte. Die Parteen in der nächsten Umgebung des Schlosses waren gartenartig angelegt, mit weiten Rasenflächen, Springbrunnen, Boskett's blühender Sträucher und Lauben. Dieser sogenannte „Lustgarten“ reichte bis an den See, dessen schöne Ufer hier und da mit Gruppen alter Weiden bepflanzt waren. Gegen das Dorf zu war der weite, gepflasterte Vorhof durch ein eisernes Gitter mit ebensolchem breitem Thor, das die Wappenthier des Hauses — zwei halbaufgerichtete vergoldete Wölfe mit der Grafenkrone darüber — in jedem Flügel zeigte, abgeschlossen. Rechts und links vom Hofe dehnten sich die aus prächtigem Material hergestellten Oekonomiegebäude — der Marstall und die Wagenremisen, — und in der Mitte desselben, vor der breiten Freitreppe, die zum Schloß hinaufführte, stand eine alte Linde, der das Gut seinen Namen verdankte. Die Eintheilung und Einrichtung der inneren Räume entsprach dem Aeußeren: gebiegene, fast fürstliche Pracht in den Festsälen, vornehme Behaglichkeit in den Wohnzimmern, aber nirgends fröhliches Leben, — still, einsam, wie ausgestorben lag der alte Herrnsitz da, seit man den Vater des jetzigen Grafen in der Gruft unter der Kirche zur letzten Ruhe gebettet. Trotzdem war alles in musterhafter Ordnung; Graf Wolfgang kam jede Woche herübergeritten, befahl, daß ihm bald in diesem, bald in jenem Zimmer, bald hier, bald dort im Garten das Frühstück oder der Thee servirt werde, ging durch alle Räume, den Marstall und die Remisen, und wehe, wenn er irgendwo eine Nachlässigkeit, eine Unordnung bemerkt hätte. Außer ihm selbst aber wachten noch zwei Augen mit fast ängstlicher Aufmerksamkeit, mit rührender Pietät über der Erhaltung des Ganzen — die Augen der Gräfin Mathilde, der unvermält gebliebenen Schwester seines Vaters, die in dem linken Seitenflügel des Schlosses einige Zimmer inne hatte. Sie war ein schönes Mädchen gewesen, eine stattliche Figur wie alle Wolfensteiner; auch jetzt noch, trotz ihrer achtundsechzig Jahre, ging sie ungebeugt; sie besaß große, dunkle Augen in einem feinen, vielleicht etwas zu scharf geschnittenen Gesicht, das die vollen, silber-

weißen Haare, in großen Locken aufgesteckt und mit einem schwarzen Spitzen Tuch bedeckt, umrahmten. Ihren Neffen liebte sie zärtlich, und doch war eine gewisse Entfremdung zwischen beiden eingetreten. Gräfin Mathilde war unzufrieden mit seiner Vermählung gewesen und verzieh es ihm nicht, daß er sein Leben im Wittwerstand vertrauerte, wodurch die große Herrschaft auf eine Seitenlinie überging. Der Graf hingegen großte im geheimen mit der Tante, obgleich er ihr nicht ganz Unrecht geben konnte, und in früheren Jahren war es häufiger zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen ihnen gekommen. Das war nun vorüber. Gräfin Mathilde hatte sich mit schwerem Herzen in das Unabänderliche fügen gelernt und Graf Wolfgang suchte mit doppelter Ehrfurcht und Rücksichtnahme jeglicher Art die alte Frau für das zu entschädigen, was ihr Kummer machte und was er ihr doch nicht erfüllen konnte. Einen ausgebreiteten Verkehr unterhielt Gräfin Mathilde nicht, nur die älteren Nachbarn sah sie hin und wieder bei sich; zu diesen gehörten aber vor allen anderen die Domnitzer, und so hatte sie auch Clemence kennen gelernt. Lebhaft gegenseitige Sympathie hatte die Greisin und das jugendfrische Mädchen einander rasch näher gebracht. Clemences Phantasie wob einen geheimnißvollen Nimbus um die Bewohnerin des alten Schlosses, und sie, die in dem behaglichen, gemüthlichen Domnitz mit dem vergnügten Großvater und dem sanften Großmütterchen immer über „tödtende Stille“ und Langeweile geklagt, fand es in dem einsamen Lindenbrück herrlich. Sie wurde dort bald genug ein gerngesehener und häufiger Gast. Die schlanken, weißen Hände um die Kniee geschlungen, saß sie auf einem niedrigen Tabouret zu Gräfin Mathildens Füßen unter der alten Linde, auf der Terrasse am See oder auf einem der reizenden Bänke, die sich in der Nähe des Schlosses befanden. Sie lauschte den Erzählungen der Greisin aus dem Hofleben früherer Tage, aus den Zeiten des Glanzes von Lindenbrück und alten geheimnißvollen Familiensagen, oder sie plauderte in ihrer frischen, übermüthigen Art von ihren Erlebnissen, von dem Treiben in der Residenz, von all den Lustbarkeiten und Zerstreungen, die nun schon fast sieben Jahre ihr Leben ausfüllten und in denen sie sich so wohl, so glücklich fühlte. Zuweilen traf sie auch mit Graf Wolfgang zusammen, aber vor seinen ernsten Blicken, seinem kaum merklichen Zeichen der Mißbilligung verstummte sie oft mitten in einer lustigen Geschichte, wurde still und einsilbig.

„Wolf, Du verschüchterst mir meinen Liebling ganz,“ sagte einmal Gräfin Mathilde.

„Ich kann dieses oberflächliche, nur äußeren Erfolgen nachstrebende Wesen nicht leiden,“ erwiderte der Graf, „das Mädchen hat weder Herz noch Gemüth und nur soviel Geist, um die Menschen glauben zu machen; sie habe mehr.“

„Du bist hier, wie so oft den Frauen gegenüber, ungerecht,“ sagte die Gräfin. „Bei oberflächlicher Bekanntschaft mag man zu Deinem Urtheil gelangen, aber es ist nicht richtig. Clemence von Günskirchen ist das Produkt einer nur aufs Aeußere gerichteten Erziehung; sie hat die Mutter verloren in den Jahren, wo diese zumeist ihren veredelnden Einfluß auf das erwachende Gemüthsleben des Mädchens hätte ausüben können, dann wurde ihr das zweifelhafte Glück zutheil, der Günstling einer Fürstin zu werden, die in dem schönen, lebhaften Kinde nichts sah, als ein Spielzeug, aus dem sich ein glänzendes und durch Dankbarkeit an sie gefesseltes Hoffräulein heranbilden ließ. Aber so ist's nun einmal, wir klagen die Menschen an dafür, wie sie sind, und fragen nicht nach den Verhältnissen, in denen sie aufwuchsen und die ihnen mehr oder minder ihren Stempel aufdrückte.“

Während dieses Gesprächs gingen sie am See entlang; Graf Wolfgang runzelte die Stirn, schleuderte das Ende seiner Zigarette in weitem Bogen ins Wasser und schwieg.

„Traue meinem Urtheil in diesem Falle,“ fuhr Mathilde fort, „glaube mir, daß Clemence viele vorzügliche Eigenschaften, einen wirklich groß angelegten Charakter besitzt; es hat ihr bisher nur die

rechte Lehrmeisterin gefehlt, um all das Gute in ihrem Herzen zu wecken und zu vollenden.“

„Die rechte Lehrmeisterin? Wen beliebst Du damit zu bezeichnen?“ spöttelte Wolfenstein.

„Die, welche die größten Wunder von jeher gewirkt, die überraschendsten Resultate aufzuweisen hat und an die ich, trotz meiner siebenundsechzig Jahre, noch immer glaube — die Liebe,“ antwortete Mathilde, und ihre großen, ausdrucksvollen Augen schweiften über das stille Wasser zu dem purpurroth überhauchten Abendhimmel empor. Graf Wolfgang nickte gedankenvoll und hob abwehrend die Hand:

„Wer an der Eroberung eines Kunt von Dräsen Gefallen finden kann, wem solch läppisches Kokettiren Vergnügen bereitet, der ist meiner Ueberzeugung nach eines wirklich tiefen, leidenschaftlichen Gefühls einer eblen Liebe nicht fähig.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das militärische Jahr 1900.

Von E. G. a. D., Oberstleutnant a. D.

Die Zukunft aller großen Völker liegt auf dem Wasser! Das war die Devise des militärischen Jahres 1900. Während die festen Lande des mittleren Europas und des nördlichen Amerikas im tiefsten Frieden lagen, auf deren Boden Handel und Wandel blühten, und Künste und Wissenschaften im friedlichen Wettstreit um die Palme rangen, trugen auf dem fernen Meere Flotten von nie gesehener Stärke stattliche Heere nach weit entlegenen Ländern, um dort mit gewappneter Faust theils die heiligsten Güter zu wahren, theils aber auch um recht unheiligen Raub den schwachen „Halbbarbaren“ zu entreißen. Doch nach dem Zweck des Krieges hat der Krieger nicht zu fragen, er thut nur seine Pflicht und Schuldigkeit, wohin ihn die verantwortliche Staatsleitung seines Landes sendet. Und fordert doch auch die harte Schulung für den Krieg mitten im Frieden oft Opfer an Leib und Leben von den Verteidigern des Vaterlandes, wie noch in den letzten Tagen des Jahres auf dem deutschen Schulschiff „Gneisenau“; Opfer, die mannhaft und treu gebracht, den Opferwilligen, wie ihrem Lande zu ewigem Ruhm gereichen.

Drei ernste Kriegszüge waren es, die im Jahre 1900 die Aufmerksamkeit der gebildeten Nationen fesselten: Der Kreuzzug aller Kulturvölker gegen die verrotteten Chinesen, der Raubzug des stolzen Albion gegen die unbeugsamen Buren und der aussichtslose Verwaltungszug der herrschsüchtigen Yankee gegen die halbwilden Tagelen auf den Philippinen.

Es ist wohl ein beachtenswerther Zug, daß jeder Staat, der Truppen in die weite Ferne schickt, sorgsam darüber wacht, daß seine heimischen Fluren keines berufenen Verteidigers beraubt, seine Küste nicht von dem Schutze einer starken Flottenmacht entblößt werden. Das haben die Amerikaner leicht! Was den Nordamerikanern ihre bedrohliche Stärke verleiht, ist der Umstand, daß die ganze mächtige Union als unangreifbarer Einheitsstaat dem zersplitterten Europa gegenübersteht. Bis zum Ausbruch des letzten spanisch-amerikanischen Krieges kam dieses gewaltige Land mit 70 Millionen Einwohnern mit einem stehenden Heere von 25 000 Mann vollkommen aus. Jetzt machen die erwachten Herrschergelüste allerdings die Entfaltung einer größeren Heeresmacht erforderlich. Aber dennoch erheischt der heimische Dienst nur das Zusammenhalten von 65 000 Mann unter der Fahne. Allerdings kämpfen zur Zeit allein 65 000 Mann auf den Philippinen, doch gefährdet diese Zahl in keiner Weise die Sicherheit des Heimatlandes.

Biel bedenklicher stehen die Dinge für die britischen Inseln. Wohl hat während der höchsten Wogungen des schweren Transvaal-Krieges der Minister mit Stolz erklärt, noch nie seien die englischen

Kasernen so voll von Soldaten gewesen, als in dieser großen Zeit. Möchten sich doch aber die Völker endlich einmal der Thatsache erinnern, daß bisher noch jede wohl vorbereitete Landung auf englischem Boden geglückt ist! Aber wohl bemerkt, es handelt sich um recht kostspielige Landungsvorbereitungen — von denen Mercier neulich sprach — wenn man in England gehört werden will, nicht um großsprecherische Zeitungsartikel und billige Hurrahrufe für Englands Feinde.

Aus dem Gesagten erklärt sich das im letzten Jahr bei allen an der Weltpolitik beteiligten Mächten sehr deutlich hervorgetretene Bestreben, für überseeische Expeditionen jederzeit verwendbare Truppentheile zur Verfügung zu gewinnen, die möglichst ganz außerhalb des für die heimische Landesverteidigung errichteten Rahmens stehen. Im allgemeinen sind die Werbeheere Englands und Nordamerikas lediglich solche Kolonialtruppen, welche die Verteidigung des heimischen Bodens Milizen und freiwilliger Bürgerwehr überlassen. Ob England mit dem alten System für die Zukunft auskommen wird, das ist die Frage, die dort die Gemüther der maßgebenden Staatsmänner in der ernstesten Weise beschäftigt. Daß alle irgendwie verfügbaren Berufs-soldaten, über 200 000 Mann, Jahr und Tag damit beschäftigt waren und noch bleiben werden, an einem Theile der Welt, in Südafrika, ein winziges Völkchen von Hirten niederzuwerfen und niederzuhalten, muß jedem denkenden Briten die Frage nahe legen, wie es werden sollte, wenn einst der unterhohlene Groll und Neid fast aller Völker gegen das hochfahrende und überreiche Albion zu feindlichen Thaten schreiten wollte. Diese schwere Frage wird der jetzt aus dem Transvaal „sieggekrönt“ zurückkehrende Feldherr, Lord Roberts, zu lösen haben. Die scheinbar nächstliegende Lösung, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, ist so gut wie ausgeschlossen. Gegen eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit lehnt sich nicht allein das ganze englische Volksbewußtsein auf, sondern es stehen der Durchführung einer solchen Umwälzung aller nationalen Verhältnisse auch thatsächlich kaum zu überwältigende Schwierigkeiten entgegen. Nun, wir brauchen uns die Köpfe der englischen Staatsmänner nicht mit dieser Frage zu zerbrechen.

Das deutsche Reich blickt mit gerechtem Stolz auf sein erstes großes Kolonialheer von 25 000 Mann, das in kürzester Zeit aus Freiwilligen aufgestellt, mit den besten Waffen und vortrefflichsten technischen und sanitären Einrichtungen ausgerüstet, auf deutschen Handelsschiffen in das ferne Ostasien geschickt ist, um dort unter deutschem Oberbefehl die Kerntruppen für die Hülfstruppen aller Kulturnationen zu bilden. Mit der Lösung seiner Aufgabe soll, wie der preussische Kriegsminister verkündet hat, dieses schöne Heer auch sein Dasein enden. Aber wird seine Aufgabe so bald erfüllt sein, und werden nicht neue Aufgaben alsbald gleiche oder ähnliche Formationen fordern?

Frankreich ist entschlossen, sich dauernd für die Lösung solcher Aufgaben einzurichten. Das im Sommer 1900 angenommene Gesetz stellt die bereits seit 1893 vorhandenen Kolonialtruppen in der Gesamtstärke von etwa einem Armeekorps völlig in die Machtbefugniß des Kriegsministers. Die Zahl an Offizieren und Truppentheilen ist nicht fest bestimmt, sondern richtet sich nach dem jährlichen Budget. Wie dem Kriegsminister das Recht gegeben ist, bei Mobil-machungen die Kolonialtruppen in Algier und Tunis u. s. w. durch Reservisten der Heimat-Armee zu ergänzen, so stehen die in Frankreich befindlichen überzähligen Reservisten der Kolonialtruppen zu seiner Verfügung. Er verfügt auch über die bei der Marine überschießenden „inscrits maritimes“ und die Reservisten der Flotten-Besatzung, Marine-Infanterie und Marine-Artillerie, sowie die bestehenden eingeborenen Truppen, mit dem ganzen Sanitätsdienst und Verwaltungsapparat, Waffen-Ausrüstung, Kasernen u. s. w. der Kolonial-Armee. Alle diese Dinge unterstehen nunmehr lediglich dem Kriegsminister und sind der Verfügung des Marine- und des Kolonial-Ministers entzogen. Durch diese einheitliche Regelung

wird allerdings eine reiche Quelle von Reibungen und Reffort-Streitigkeiten verstopft; nie es aber mit der angestrebten Selbstständigkeit der Kolonialtruppen aussehen wird, ist eine andere Frage.

Rußland besitzt in seinen Kosakenheeren unererschöpfliche Hülfquellen für koloniale Unternehmungen. Die ungeheure Ausdehnung des Landes über den fünften Theil des gesamten Festlandes unseres Erdballes bringt es mit sich, daß seine maritimen Bestrebungen hinter dem Vorschieben der weit entfernten Landesgrenzen zurücktreten. Die sibirische Bahn, trotz ihrer Unfertigkeit und geringen Betriebsfähigkeit, hat es dennoch ermöglicht, in genügend schneller Zeit die weit zerstreuten sibirischen Kosakentruppen zu einem neuen russischen Armeekorps — der Zahl nach dem 28. zu vereinen — und zur Besitzergreifung der Mandschurei zu verwenden.

Die in China kämpfenden Truppen der Kulturvölker zeigen naturgemäß die Musterkarte der modernsten Waffen. Was die Infanteriegewehre betrifft, so führen Frankreich mit seinem alten Vebel-Gewehr, Modell 86, Nordamerika und Oesterreich-Ungarn, letzteres mit seinem verbesserten Mannlicher-Gewehr, Modell 96, das größte Kaliber von 8 mm. Es folgen dann dem Kaliber nach: Deutschland mit 7,9 mm, Modell 88-98; England mit dem Lee-Netford-Gewehr, Modell 89 II mit 7,7 mm; Rußland mit dem Dreiliniengewehr, Modell 91, mit 7,62 mm; Japan mit dem dem spanischen Mauser-Modell 93 entsprechenden Murata-Gewehr mit 7 mm, schließlich Italien mit dem kleinsten, also modernsten Kaliber von 6,7 mm, Modell 91.

Höchst beachtenswerth dabei ist, daß sich bei dieser Gelegenheit das so lange mysteriös gehaltene verbesserte deutsche Reichsgewehr als eine Waffe von dem alten Kaliber 7,9 mm entpuppt hat. Für Deutschland ist dieses Kaliber mithin für absehbare Zeit — mit vollem Recht — unwandelbar festgelegt. Da sich nun auch die Chinesen des Besitzes des deutschen Mauser-Gewehrs mit dem gleichen Kaliber erfreuen, so genießen die Deutschen den Vortheil daß sie die eroberte chinesische Mauser-Munition aus ihren Gewehren ohne weiteres versuern können, welchen Vortheil die anderen Mächte bei ihren ungleichen Kalibern entbehren müssen.

In bezug auf die Bewaffnung der Feldartillerie hat das Jahr 1900 vor allem durch die Erfahrungen des englischen Transvaalkrieges eine sehr bemerkenswerthe Thatsache gezeitigt. Es ist dies die außerordentliche Mannigfaltigkeit des im Feldkriege verwandten Geschützmaterials. Das Ideal der Feldartilleristen ist das Einheitsgeschütz! Was soll diese Einheitskanone aber nicht alles in einer Person leisten! Sie soll größte Wirkung mit größter Leichtigkeit vereinigen, sie soll freistehende Ziele in flachen, gedeckte Ziele in hohen Bogen mit gleich unfehlbarer Sicherheit treffen. Das geht aber nicht und so finden wir in der neuesten Praxis die vorzüglichsten Geschütze modernster Art, mit dem verschiedensten Kaliber vom Maschinengewehr mit Infanteriekaliber an bis zu dem schwersten Schiffskaliber ohne jede Rücksicht auf das oft recht unwegsame Gelände angewendet. Und dabei ist nicht etwa vom Festungskrieg die Rede, denn die beiderseitigen Feldstellungen gehen meist nicht über die Stärke flüchtiger Befestigungen hinaus. Die Konsequenzen aus dieser Erscheinung sind denn auch schon gezogen worden. So ist z. B. in Deutschland die Zuteilung von Maschinengewehren an die Jägerbataillone beschlossene Sache. Den Truppen sind nach China außer leichten Feldhaubitzen auch schwere Belagerungshaubitzen mitgegeben. Die Aufstellung schwerer Batterien ist für die Mobilisierung des Feldheeres organisiert.

Die dritte Hauptwaffe, die Kavallerie, ist in Deutschland längst durch die allgemeine Einführung der Lanze und der sonstigen Bewaffnung eine einheitliche Schlachtenreiterei geworden, deren Theile sich nur äußerlich durch die verschiedenen historischen Trachten unterscheiden. In Rußland und Frankreich, wo eine einheitliche Uniformierung ziemlich durchgeführt ist, sperrt man sich noch gegen die einheitliche Annahme der Lanze. Dieser schweren Schlachtenreiterei gegenüber tritt aber immer mehr das Bedürfnis einer leichten

Melde- und Aufklärungsreiterei hervor. So sind 1900 in Deutschland denn zu den vorhandenen 7 „Escadrons Jäger zu Pferde“ 4 weitere Schwadronen getreten. Die im Transvaalkriege von den Engländern aufgestellte „berittene Infanterie“ erinnert an die alten Dragoner in ihrer ersten Bestimmung.

Trotz aller Vorliebe für den Feldkrieg ist 1900 in Deutschland denn doch die Ansicht bis zur Allerhöchsten Stelle durchgedrungen, daß der bisher arg vernachlässigte Festungskrieg einer wesentlichen Belebung bedürfe. Man kann mit dem besten Willen nicht Festungen wie Paris, Metz, Rom, Warschau und hundert andere derartige Bollwerke als „quantité négligeable“ behandeln. Wie die Trennung der Artillerie in Feld- und Festungs-Artillerie beiden Theilen zum besten gedient hat, so wird der gleiche Segen aus der scharfen Trennung des Feldpionierdienstes von dem Festungsingenieurwesen erwachsen. Die große Belagerungsübung vor Straßburg im August v. J., an der allein 4 Fuß-Artillerieregimenter, Nr. 8, 10, 12 und 14 theilgenommen haben, hat das höhere Interesse am Festungskriege kund gethan. Uebrigens hat auch die kleine Schweiz in der Erkenntniß der Wichtigkeit ihrer Zentralbefestigung des Landes am St. Gotthard eine besondere diesbezügliche Uebung abgehalten.

Unter den großen Feldübungen des Jahres stehen die deutschen Kaisermanöver bei Stettin und die russischen Heermanöver bei Moskau in erster Linie. Die Zahl der aufgebotenen russischen Truppen steht noch voran; es hat eine Nordarmee unter Großfürst Sergius Alexandrowitsch in Stärke von 75 Bataillonen, 36 Schwadronen, 168 Geschützen gegen eine Südbarmee unter dem Kriegsminister Kuropatkin in Stärke von 79 Bataillonen, 40 Schwadronen und 180 Geschützen gekämpft. Auf dem pommerschen Uebungsgelände waren dagegen im ganzen aus dem Garde- und 2. Korps, zuzüglich der Verstärkungen aus dem 3. und 17. Korps, nur 81½ Bataillone, 80 Batterien und 81 Schwadronen vereinigt.

In Frankreich hat man davon Abstand genommen, in den Uebungen über die Stärke eines Armeekorps hinauszugehen. Die hervorragendste Uebung war das Manöver des wichtigsten 6. Armeekorps an der deutschen Grenze mit noch drei Divisionen, nachdem dieses Korps im Vorjahre seine vierte Division zur Bildung des 20. Armeekorps abgegeben hat. Was allen diesen Uebungen gemeinsam ist, zweifellos bei den deutschen aber am meisten hervortritt, ist die planmäßige Ausbeutung aller technischen Hülfsmittel des Befehls-, Nachrichten- und Verkehrswezens, der Verpflegung und Unterbringung der Truppen. Leider steht das lenkbare Luftschiff noch nicht auf dem Programm der kriegsmäßigen Uebungen, weder das des deutschen Grafen Zeppelin, noch das des französischen Ingenieurs Santos-Dumont.

Schließlich sei noch eine wichtige Frage erwähnt, die besonders in Frankreich im letzten Jahre in Fluß gekommen ist. Es handelt sich um die Beschaffung großer Truppenübungs- und Artillerie-Schießplätze, deren Frankreich bis jetzt nur 4, bei Paris, Chalons, le Ruchard und la Balbonne besitzt, während die Einrichtung von weiteren 6 kleineren Plätzen garnicht vom Fleck kommen wollte.

Demgegenüber geht das deutsche Reich jetzt daran, seinen 20. Uebungsplatz durch Ankauf eines 2500 ha umfassenden Geländes bei Bitsch im Elsaß für 5½ Millionen Mark zu erwerben. Das weite Rußland erfreut sich sogar des Besitzes von 76 solcher Uebungsplätze.

Ich weiß meine kurze Uebersicht über das militärische Jahr 1900 nicht besser zu schließen, als mit dem recht trivialen, schon Jahrhunderte alten, aber für alle Jahrtausende gültigen Satz: „Si vis pacem, para bellum!“

(Nachdruck verboten.)

## Mit dem Reforddampfer.

Amerikanische Erzählung von Friedrich Thiele.

Mr. Crooks saß am Frühstückstische und wartete ungeduldig auf seine Gemalin und die Semmeln.

Eine erklärliche und durchaus zu rechtfertigende Ungebuld. Denn Ada Crooks war die schönste junge Frau in New-York, und die Semmeln — nun, die Semmeln waren bestimmt, den Hunger des reichen Kaufherrn zu stillen, und er empfand dank seiner glücklichen Konstitution morgens allemal einen wahren Löwenhunger.

Mr. Crooks las erst die Zeitung — dann schob er diese beiseite — dann rückte er ungeduldig auf seinem Plüschsessel umher — dann blickte er nach der Thür und räusperte sich — dann las er wieder — dann schob er noch einmal das Blatt zurück, rückte noch einmal umher, sah noch einmal nach der Thür und räusperte sich noch einmal — und so in derselben Reihenfolge etwa vier mal nach einander. Endlich stieg ihm der rothe Nerger bis in die Nasenspitze, er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, als wollte er ein Feuer-signal geben, und brüllte den eintretenden reichgalonirten Diener mit jener heiligen Wuth an, die wir immer gegen diejenigen herauskehren, die zwar nichts dafür können, aber gegen die wir uns das glauben dürfen:

„John, die Semmeln!“

„Entschuldigen Sie, Mr. Crooks,“ stotterte erschrocken der Galonirte, „die Semmeln —“

„Schweigen Sie“, schnarrte der Kaufherr, „Sie wissen, ich ertrage keinen Widerspruch! Ich will die Semmeln und weiter nichts!“

„Entschuldigen Sie, Mr. Crooks — die Semmeln —“

„Halten Sie den Mund! Wo sind die Semmeln — her damit!“

„Die Semmeln stehen ja lange vor Ihnen, Mr. Crooks — hier sind sie.“

„Ah —“

Mr. Crooks schüttelte den Kopf, als ob sich eben ein Wunder ereignet hätte. Wieder räusperte er sich, dann fügte er in festerem Tone hinzu:

„Rufen Sie meine Frau, John.“

Der Galonirte verschwand mit der Blitzgeschwindigkeit der Servilität.

Schon nach zwei Minuten kehrte er zurück.

„Mr. Crooks — Mr. Crooks — Madame —“

„Nun?“

„Madame ist nicht da, auch nicht Miß Flora — auf dem Tische lag dieser an Sie adressirte Brief.“

In Mr. Crooks stieg eine unheilvolle Ahnung auf. Hastig erbrach er das zierliche Billet und las was folgt:

„Theurer Henry! Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr“ — Crooks' Blut erstarrte — „in Amerika.“ Er athmete auf. „Ich habe Dich innig geliebt, aber Du liebst mich nicht, sondern nur Dein Geld und Dein Geschäft! Dein Verhalten hat mich Dir entfremdet — aber mein Herz verlangt nach Glück; ich hoffe, es in der Liebe Mr. Galson's, unseres Kassirers, zu finden, mit dem ich in wenigen Stunden in Begleitung meiner Jose Flora nach einem anderen Kontinente abreise. Du wirst nicht wollen, daß Deine Ada Noth leidet; ich habe Dir seinerzeit einen Theil der Summe in das Geschäft gebracht, die den Grund zu unserem großen Vermögen gelegt und Dich in den Stand gesetzt hat, mit Erfolg zu spekuliren. Dein Besitz wird auf zwei Millionen Dollars geschätzt; Du wirst es nicht unbillig finden, wenn Mr. Galson als meinen Antheil den vierten Theil des Betrages — 500 000 Dollars — aus Deiner Geschäftskasse mit sich nimmt. Lebe wohl und sei glücklich mit Deinem Gelde, ich bitte Dich, verfolge uns nicht.

Deine Ada.“

Je weiter er kam, je mehr runzelte Mr. Crooks die Stirn, je finsterner, je drohender wurde seine Miene, je nervöser zitterten seine Hände, denen zuletzt das Blatt entfiel.

„Es ist gut,“ wandte er sich mit erzwungener Fassung zu dem Galonirten. „Die Tante meiner Frau in Baltimore ist plötzlich gefährlich erkrankt, meine Frau ist mit Flora mit dem Nachtzuge zu ihr gereist.“

Der Diener verbeugte sich devot und zog sich unhörbar zurück. Mr. Crooks erhob sich erregt, er schritt in dem mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Gemach auf und ab, aller Appetit war ihm vergangen. Seine Frau und 500 000 Dollars zu gleicher Zeit dahin! Kein Wunder, daß der Gedanke sein geschäftliches Gleichgewicht um ein Erhebliches verrückte. Leider kommt es ja nicht allzu selten vor, daß ein Kassirer mit der Gattin seines Chefs durchgeht — die Witzblätter sind voll von Anekdoten über solche Ereignisse — aber der, den es angeht, pflegt trotzdem im entscheidenden Moment gegen die verdrießliche Thatsache durchaus nicht abgestumpft zu sein. Die Botschaft rüttelte stark an den beiden Hauptkammern von Mr. Crooks Herzen, an der sowohl, worin das Bild seiner Gemalin wohnte, als an der, worin sich sein Geld befand; er fühlte sich in seinen heiligsten Gefühlen verletzt und überlegte, ohne sich bei dem ersten Theil des Eindruck der Katastrophe, der Niedergeschlagenheit und Entrüstung, allzu lange aufzuhalten, als echter Yankee mit allem Aufwand seiner erprobten Intelligenz, was in diesem Falle zu thun sei.

Soviel stand bei ihm fest: er wollte weder Ada noch das Geld aufgeben. Denn was die junge Frau auch sagen mochte, er liebte sie, liebte sie aufrichtig. Aber sie hatte recht, vernachlässigt hatte er sie, arg vernachlässigt; sie ganz vergessen über seinen Geschäften. Seine Schuld war es, wenn sie solcher Verirrung anheimfiel. Doch er wollte sie zurückholen, ihr verzeihen, und niemand sollte von dem Vorfall wissen, damit ihr Ruf und ihre Stellung in der guten Gesellschaft nicht beeinträchtigt würden. Und das Geld? Nun, den Verlust hätte der Millionär schon zu verschmerzen vermocht, aber erstens sind 500 000 Dollars kein Pappenstiel, und zweitens gehörte die gerade in seinem Geldspind befindliche, sich auf diesen Betrag belaufende Summe nicht ihm, sondern dem Deutschen Reich, für dessen amerikanische Achtzig-Millionen-Anleihe er Zeichnungen entgegengenommen hatte. Würde das Verschwinden des Geldes ruckbar, so konnte ihm daraus viel Verdruß, ja vielleicht eine empfindliche Einbuße seines Credits erwachsen — das Publikum ist ja so leicht geneigt, das Schlechteste zu denken und nachzureden und schloß vielleicht gar aus dem Vorkommniß auf einen kritischen Stand seiner Verhältnisse. Nein, an eine öffentliche Verfolgung des Defraudanten durfte er ebenso wenig denken, als an eine seiner ungetreuen Gesponsin — lieber das Geld als den Kredit verloren resolvirte sich der Millionär; die Polizei mußte unbedingt aus dem Spiele bleiben!

Daher Frau und Geld zurück um jeden Preis! Mr. Crooks brauchte nicht mehr als zehn Minuten, um zu obigem Resultat zu gelangen. Weitere zehn Minuten später stand er bereits fix und fertig angezogen in seinem Zimmer, und wiederum nach zehn Minuten sprang er, eine hübsche Geldsumme in seinem die innere Leere nicht kennenden Portemonnaie, in seine elegante Equipage, um sich nach dem Hafen fahren zu lassen. Denn, sagte sich Mr. Crooks, wenn ich meinen Zweck erreichen will, muß ich schnell zu Werke gehen. Wird der Vorsprung zu groß, so sind die Flüchtigen nicht mehr einzuholen; jetzt attrapire ich sie vielleicht gar noch im Hafen, da sie kaum auf eine so rasche Verfolgung rechnen und die Abfahrt der Dampfer sich manchmal um recht ansehnliche Fristen verzögert.

Am Hafen angelangt, sah sich Mr. Crooks vergebens nach den Gesuchten um. Zwei oder drei Schiffe standen zur Abfahrt bereit, er begab sich an Bord, um die Passagiere zu betrachten, es befand sich kein bekanntes Gesicht darunter.

„Ist heute Morgen schon ein Schiff abgegangen?“ erkundigte er sich bei einem der Hafenbeamten.

„Sawohl, Mr. Crooks — zwei — der Schnelldampfer ‚Maria‘ und ein Frachtschiff, der ‚Washington‘.“

„Aha, die ‚Maria‘ — kenne das Schiff — gehört der Rhederfirma Kollwins und Sohn — danke.“

Sofort ließ sich Mr. Crooks in das dicht am Hafen gelegen Bureau der genannten Firma hinfahren.

„Kann ich einmal die Passagierliste der ‚Maria‘ einsehen?“

„Mit Vergnügen!“ — Wie hätte man dem stadtbekanntem Millionär auch eine so billige Bitte abschlagen sollen. Im nächsten Augenblick lag sie vor ihm, seine grauen energischen Augen flogen darüber hin.

Er brauchte nicht lange zu forschen.

„All right — da steht es — Jonathan Galson mit Frau,“ murmelte er, pfißig lächelnd. „Glauben sich sicher, ganz sicher — kennen mich — hm, hm.“

„Wann ist die ‚Maria‘ in See gegangen?“ erkundigte er sich dann.

„Um sieben Uhr morgens.“

„Wohin?“

„Ueber Plymouth nach Hamburg.“

„Hält sie vor Plymouth noch in anderen Häfen?“

„Nein.“

„Wie lange braucht sie zu ihrer Fahrt?“

„Sieben Tage bis Plymouth, neun bis Hamburg.“

Mr. Crooks dankte und entfernte sich. Seine Stirn runzelte sich von neuem, während er im Wagen saß und spintifirte. Was sollte er thun? Nach Plymouth depechiren? Darin bestand das einzige Aussicht auf Erfolg versprechende Mittel. Entschloß er sich jedoch zu diesem, so war es auch vorbei mit der Geheimhaltung des Vorfalls, war sein Weib blamirt, der Ruf seines Geschäfts gefährdet. Nachfahren und die Flüchtigen verfolgen? Was half ihm das? Er mußte nothwendig später als sie ankommen, wie sollte er sie dann auffinden? Und doch blieb ihm weiter nichts übrig. Die Durchgänger waren offenbar auf keine Verfolgung gefaßt, sie reisten offen unter ihren Namen, möglich, daß es ihm doch irgendwo in England, Frankreich oder Deutschland gelang, sie zu stellen.

Mißmuthig schweifte sein Blick über die im Hafen liegenden Schiffe dahin, als ihm plötzlich ein Dampfer von ungeheuren Dimensionen in die Augen fiel. Sofort ließ er halten, rief einen Hafenbeamten heran und befragte ihn:

„Was für ein Fahrzeug das?“

„Der neue Hamburger Schnelldampfer ‚Deutschland‘, das schnellste Schiff der Gegenwart, das die Reise von Plymouth nach New-York in 5 Tagen 11 Stunden und 45 Minuten zurückgelegt hat.“

Mr. Crooks sah den Mann freudig erstaunt an.

„In 5 Tagen 11 Stunden 45 Minuten — vortrefflich — wann geht es in See?“

„In zwei Stunden.“

„Hurrah! Nach Plymouth?“

„Ueber Plymouth nach Hamburg.“

„Und legt vor Plymouth nirgend's An?“

„Nein.“

„Danke.“

Mr. Crooks stieg sofort aus, um Passage auf der „Deutschland“ zu nehmen. Besonderer Vorbereitungen bedurfte er nicht, er konnte unterwegs kaufen, was er nöthig hatte. Sein Beutel war ja genügend gefüllt. Nur eine kurze Depesche an seinen Procuristen, dann war er bereit zu einer Fahrt um die Welt, wenn es sein mußte. Ehe eine halbe Stunde ins Land ging, saß er behaglich in einer Kabine erster Klasse der „Deutschland“, und nach einer weiteren Stunde trug ihn der Koloß von 208 Metern Länge mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 23 $\frac{1}{2}$  Meile per Stunde über die brausenden Wogen des Atlantischen Ozeans.

\* \* \*

Unter den Passagieren, die in Plymouth die „Maria“ verließen, befanden sich auch ein Herr und eine Dame in eleganter Kleidung. Der Herr trug eigenhändig eine kleine lederne Reisetasche, hinter der Dame ging ein hübsches, offenbar in ihrem Dienste stehendes Mädchen, ein Arbeiter mit einem großen Koffer bildete den Beschluß. Das Quartett steuerte eiligen Schrittes auf eine Droschke zu, mit auffälliger, fast ängstlicher Hast, besonders der Herr warf beständig forschende Blicke um sich her.

„Wenn wir doch verfolgt würden, Uda“, flüsterte er seiner Begleiterin furchtsam zu.

„Thorheit, Jonathan — ich kenne meinen Mann, er scheut den Skandal. Wir sind ganz sicher, mein Lieber.“

Sie stiegen in die Droschke.

„Hotel St. James“, befahl der Herr.

Der Wagen rollte davon. „Dort bleiben wir bis zum Nachmittag“, sagte der Herr, „dann fahren wir mit dem Dampfer nach Havre.“

Uda nickte lächelnd. „Vorsicht kann ja nicht schaden“, meinte sie, „obgleich sie in unserem Falle nicht vonnöthen ist. Behördliche Hülfe nimmt Crooks nicht in Anspruch, und er selber könnte höchstens morgen hier eintreffen. Inzwischen sind wir längst über alle Berge.“

Bald darauf saßen Galson und Uda in einem luxuriös eingerichteten Zimmer des Hotels St. James einander gegenüber. Beide unterhielten sich leise, da klopfte es plötzlich an die Thür.

„Herein!“ rief der Kassirer.

Die Thür öffnete sich langsam. Ein langer, hagerer Mann in einem Habelock, mit einem schwarzen Backenbarte und blauer Brille, trat ein. Sobald er sich im Zimmer befand, wandte er sich um, drehte den Schlüssel im Schlosse herum und steckte ihn in die Tasche.

„Was soll das heißen?“ fuhr Mr. Galson ihn erstaunt an.

„Das soll heißen, daß ich bei dem kleinen Geschäft, das ich mit Ihnen abzumachen habe, jede Störung vermieden sehen möchte“, erwiderte eine sonore Stimme.

Mr. Galson und Uda erbleichten — der Fremde aber warf den Habelock, den Backenbart und die blaue Brille ab, und Mr. Crooks verbeugte sich mit freundlichem Nicken vor den Anwesenden.

„Mr. Crooks“, rief betroffen der Kassirer.

„Henry — wie ist das möglich?“ stammelte Uda.

„Dank der Schnelligkeit des neuen Dampfers „Deutschland“, des schnellsten Schiffes der Welt, bin ich, trotzdem ich mehrere Stunden später abfuhr, noch 1 $\frac{1}{2}$  Tag vor Euch angekommen“, erklärte Mr. Crooks mit seinem lebenswürdigsten Nicken. „In dieser Verkleidung paßte ich Euch im Hafen auf, ich stand in unmittelbarer Nähe, als Ihr in die Droschke stiegt und hörte den Namen des Hotels, nach welchem Ihr den Wagen dirigirtet. Hier bin ich nun, um unsere Angelegenheit zu ordnen. Mr. Galson, ich hege nicht die geringste Absicht, Ihrem Fortkommen Hindernisse in den Weg zu legen, sofern Sie die Güte haben, mir den kleinen Betrag, den Sie aus Beisehen meiner Kasse entnommen haben, wieder einzuhandigen. Bitte, wollen Sie ihn aufzählen?“

Total verblüfft und wohl einsehend, daß ihm nichts anderes übrig blieb, griff der Kassirer nach seiner Tasche und zählte die 500 000 Dollars in Tausenddollarsnoten auf den Tisch.

Mr. Crooks prüfte sorgfältig die Anzahl, dann schob er das Paket in einen ledernen Behälter, den er an einer ledernen Schnur um den Hals trug.

„Nun, Uda, zu Dir“, wandte er sich mit kavalierrmäßiger Höflichkeit an seine Gattin. „Du hast mich verlassen, weil Du Dich vernachlässigt glaubst. Ich fürchte, Deine Vorwürfe sind berechtigt; falls Du aber mit mir zurückkehrst, soll alles vergeben und vergessen sein, und Du sollst nie wieder Ursache zur Beschwerde haben. Mit keinem Worte soll je Deiner Ozeanreise gedacht werden — Deine kranke Tante in Baltimore ist einfach wieder genesen — und Du

